



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Anders, Fritz (Max Allihn): Herrenmensch : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

und ließ seinen Reiter in weitem Bogen über den Hals fliegen. Das war für diesen ein Glück, denn das Tier überschlug sich und rollte den steilen Abhang hinunter. Der Kunde hatte offenbar die Lust zu weiteren Reitversuchen verloren, er entfernte sich ohne Gruß und Dank, während wir Mühe hatten, den Gaul wieder auf die Beine zu bringen und den Abhang hinauf zu führen. Um acht Uhr am Abend langten wir endlich in München an und erkundigten uns bei einem Schutzmann nach dem Startplatz, wo wir die Menagerie finden sollten. Der Schutzmann betrachtete uns mit erstaunten Blicken und fragte gleich: „Wetens, Sie san von der Menagerie?“ Er teilte uns dann mit, daß man bei der Polizei Anzeige erstattet habe, vier Angestellte seien mit neun Pferden durchgegangen. Er hielt es für nötig, uns bis zur Menagerie zu begleiten und unserm Prinzipal richtig abzuliefern. Dort wurde gerade gefüttert. Wir pochten an die Bretterbude und erwiderten auf die von innen an uns gerichtete Frage, was los sei, mit den Worten: Die Pferde sind da. Frau Berg kam selbst heraus, zählte die Pferde, bemerkte, daß eins davon fehlte, und wollte wissen, wo das Fleisch und die Haut geblieben seien. Mit dem Fleische konnten wir ja aufwarten, von der Haut aber mußten wir bekennen, daß wir sie unterwegs zu Gelde gemacht hätten. Damit war Frau Berg nicht einverstanden und erging sich in einer langen Schimpferei, bei der sie in der Wahl ihrer Ausdrücke nicht sehr heikel war. Als sie sich endlich beruhigte, brachten wir die Pferde in einen Gasthof, setzten uns zum Abendessen und gaben uns danach der wohlverdienten Ruhe hin. Am andern Tage mußten die Angestellten der Böhmisches Menagerie ein ähnliches Donnerwetter über sich ergehen lassen, da ein Postbote ein kleines Nachnahmepaket überbrachte, worin sich die versekte Uhr vorfand.

(Fortsetzung folgt)



## Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (May Allihn)

(Fortsetzung)



Am Abend kam der Doktor und bald darauf Gropppoff. Der Doktor sah müde und bekümmert aus, und auch Gropppoff war nicht, der er sonst gewesen war. Er war unruhig im Blick und nervös in der Bewegung. Als sich beide unvermutet begegneten, wurde der Doktor blaß und Gropppoff rot. Man grüßte sich höflich und nahm Platz. Man erkundigte sich nach dem Ergahn, man sprach von dem und dem, man ging dem und dem aus dem Wege, es war eine kühle und etwas verlegne Sache. Aber das war nicht die Tonart, die Pogge gewünscht hatte. — Et muß velle mehr jetrunken werden, sagte er und goß fleißig ein. Aber es half nichts. Nur Gropppoff griff zu und trank mit einer gewissen unruhigen Hast.

Vor der Schmalwand des Ateliers standen auf Staffeleien zwei Bilder. Sie waren verdeckt, das eine mit einem Plaid und das andre mit einer Tischdecke. Pogge erhob sich, räusperte sich, zog seinen Hemdkragen in die Höhe und begann in dem künstlich heisern Tone, der seit Helmerding für gewisse Weifall begehrende Reden Mode geworden ist: Meine Herren, als wir uns vor einem Jahre an dieser Stelle versammelten, stand vor uns Strunks Prometheus. — Er ist übrigens noch auf der Walze und für zweitausend Meter zu haben. — Dieser Prometheus hat damals einige unvergessene Reden ausgelöst. Gleiche Auslösungen erwarten wir von diesem Abend. Wir haben Ihnen etwas aufgebaut — kostet 'n Sechser und macht fürs Taler Spaß. Sehen Sie diese beiden Bilder? Ich bemerke, daß

Sie sie sehen. Ich bitte Eure Hoheit, das Zeichen zu geben, daß die Hülle falle, damit Sie sie wirklich sehen.

Groppoff gab das Zeichen, und die Hülle fiel.

Dieses Bild, fuhr Bogge fort, Kohle auf Löschpapier, hat Staffelseiger gezaubert. Wissen Sie, mit dem Zislawäng und ohne allen Doppelboden. Und dieses andre hat Schwechting mit Farbe, Geduld und Spucke auf die Leinwand genötigt. Beide stellen dasselbe vor, es fragt sich aber, was? Und das sollen Sie, meine Herren, herausfinden. Hoheit haben das Wort.

Hoheit setzte den Kneifer auf und betrachtete die Bilder. Das eine ist die verrückte Urte, sagte er, und das andre — ja wie soll ich das wissen, wenn ich keinen Katalog in Händen habe?

Das andre, sagte Schwechting, ist dem Teufel seine Großmutter, die der Herr Sohn an der Halsleine hat.

Ja wo! entgegnete Bogge, das andre ist der Suff oder vielmehr der große Durst.

Währenddessen hatte Staffelseiger, den Ellbogen aufgestützt und die Faust im Haarschopf, am Tische gesessen und die Farbe seines Weinglases studiert. Eure schlechten Witze, sagte er, berühren mich nicht. Ich habe nicht für euch oder das öde Volk gemalt, das sich Maler nennt, es aber nicht ist. Was ich innerlich erschaut habe, das habe ich gestaltet. Denn die Kunst ist der Ausguß unmittelbarer Seelenströme. Malen ist das Befruchten des Auges des Beschauers, ein Zeugen seelischer Gebilde, ein Singen in Tönen von Farbe ohne Worte, ein Umwallen der sinnlichen Welt mit Farbe und Form. Alles übrige ist — ein Verachtungswürdiges! Ja ein Verachtungswürdiges!

Bogge war über diesen Redegang perplex geworden, sah Schwechting an und sagte: Du, der Mensch redest ja!

Ja, erwiderte Schwechting mitteilidig, seit er in Berlin gehungert hat, ist er beredt geworden.

Der Doktor nahm das Wort und sagte zu Staffelseiger: Was die Herren von Ihrem Entwurfe gesagt haben, ist natürlich nur Scherz. Ich glaube Ihren Gedanken zu verstehen, es ist das sich verzehrende Verlangen. Wonach, ist nicht zu ersehen.

Dorcht, schaltete Bogge ein.

Auch das erkenne ich an, fuhr der Doktor fort, daß ein herber Gedanke auch eine herbe Form fordert. Aber warum der herbe Gedanke, warum die unerfreuliche Form? Die Kunst soll nicht nach Brot gehn, gewiß nicht, sie soll singen, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt. Und doch ist sie nicht ohne Veruf, sie soll Freude machen, sie soll der Schmuck des Lebens sein, sie soll helfen, das große Defizit des Lebens, an dem wir alle kranken, auszugleichen. Nicht bloß indem sie die Gedanken ablenkt, sondern indem sie die großen Linien des Lebens, die das Leben unfertig läßt, im Kunstwerk vollendet. Wie der Zaun der Bühne eine Schranke ist, die nicht jedes Wort durchschlüpfen lassen darf, so soll auch der bildende Geist prüfen, ob das, was er bildet, frommt, das heißt erfreut.

Hm! sagte Bogge, hat der Doktor in diesem Jahre auch gehungert?

Nein, lieber Bogge, erwiderte Ramborn lächelnd, gehungert nicht, aber man wird mittlerweile müde. Wenn man früh seine Wanderung anhebt, tut einem ein steiniger Weg nichts. Man schleudert den Stein, der im Wege liegt, mit dem Fuße weit von sich. Wenn man sich aber müde gegangen hat, und der Fuß wund ist, dann geht man vorsichtig um den Stein herum und ist denen dankbar, die den Weg erleichtern, das ist die schöne Kunst und —

Und —?

Der Doktor antwortete nicht darauf. Bogge aber hatte währenddessen in seinem Skizzenbuche gezeichnet. Jetzt wandte er es so, daß Ramborn hineinsehen konnte. Er hatte mit ein paar flotten Strichen das Staffelseigersche Bild kopiert, aber etwas verändert. Die Nase, die Augen und die Lippen der Person waren mit geringen

Abweichungen vom Original so gestaltet, daß das Bild einer Säuferin entstand. Auf ihrem Schoße lag eine leere Schnapsflasche, und die Wolkenhäufchen am Himmel waren so wiedergegeben, daß sie den Schaum von vielen „Kühlen Blonden“ bildeten.

Und es ist doch der Dorscht, sagte er, auf seine Zeichnung weisend.

Pogge, erwiderte der Doktor, Sie sind ein boshafter Mensch. Zur Strafe sollen Sie nun das andre Bild selbst erklären und sollen gutes von ihm sagen.

Pogge legte den Kopf auf die Seite, machte seine Modellierbewegungen, dachte nach und sagte: Gutes kann ich am besten von dem Bilde reden, wenn ich erzähle, was nicht auf dem Bilde steht. — Und er erzählte die Geschichte der Urte Witt, die er eben gelesen hatte, und schloß: Und das stellt das Bild dar, die Treue, die bis auf den jüngsten Tag wartet.

Das ist aber doch nicht auf dem Bilde zu sehen! sagte Ramborn.

Det sag ic ja, erwiderte Pogge.

Die Treue ist bildnerisch überhaupt nicht darstellbar.

Det sag ic ja. Doktor, lesen Sie mal das. Damit steckte Pogge dem Doktor Schwechtungs Manuskript zu. — Ich glaube, Sie verstehn das besser als ich. Aber behandeln Sie den Sohn Absalom fein säuberlich. Ich glaube, er ist eben dabei, sein Herz zu entdecken, und es sollte mir leid tun, wenn er dabei vergrämt würde.

Treue, sagte Gropppoff mit kalter Geringschätzung — Treue gibt es überhaupt nicht.

Da drüben wohnt sie, rief Schwächting, indem er durch das Fenster auf Rondsots Haus wies.

Lieber Schwächting, entgegnete Gropppoff mitleidig, diese alte Person ist närrisch, und verrückte Hartnäckigkeit ist noch keine Treue. Sie sind Künstler, und als Künstler kennen Sie die Welt nicht. Aber ich kenne sie. Treue gibt es nicht, es gibt nur zusammengehenden Vorteil. Wo die Interessen auseinandergehn, da bricht auch die Treue. Ich kenne nur die Treue eines Menschen zu sich selber. Sich ausleben, so sein, wie man ist, das ist Treue.

Das ist keine Treue, sagte Schwächting, sondern schänder Egoismus.

In der Tat, fügte der Doktor hinzu, Treue beruht auf dem Verhältnis zweier Menschen zueinander. Sie besteht darin, daß einer dem andern das Wort, das er gegeben hat, hält, daß er den Dienst, den er gelobt hat, tut, daß er an seinem Glauben und seiner Meinung über den andern nicht irre wird. Wer sich auf die einsame Höhe seines Ich zurückzieht, kann nicht erwarten, daß er Treue finde.

Erwarte ich auch nicht. Mir hat noch keiner die Treue gehalten. Ich erwarte es auch nicht.

Es muß velle mehr getrunken werden, sagte Pogge und schenkte wieder ein.

Und Gropppoff trank sein Glas hastig leer.

Mich friert bei dieser einsamen Größe, sagte Ramborn. Ich will lieber herabsteigen und Treue halten, um Treue zu empfangen.

Nun? Und der Prometheus, den Sie vorm Jahre rühmten? fragte Gropppoff.

Das war der echte Prometheus nicht, erwiderte der Doktor. Der echte Prometheus hat das Feuer vom Himmel herabgeholt für seine Menschenbrüder. Seine Größe besteht in seinem Werke, durch das er die Menschen auf eine höhere Kulturstufe erhoben hat. Und das ist die Tragik in seiner Geschichte, daß er um dieser Guttat willen leiden mußte, weil er das Feuer gestohlen hatte — nicht für sich, sondern für seine Menschenbrüder.

Aber der Prometheus, der hier stand! rief Gropppoff. Was sagten Sie von dem?

Ich weiß es nicht mehr.

Haben Sie nicht von der Selbstherrlichkeit des Willens geredet und geringschätzigste Worte vom Mitleid gebraucht?

Mag sein. Es war wohl ein Philosophem, das mir im Kopfe lag. Inzwischen habe ich Gelegenheit gehabt, dieses Philosophem in der Praxis auf seine Wichtigkeit zu prüfen. Ob es diesen Übermenschen, diesen Heros des selbstherrlichen Eigenswillens, der den Mitmenschen unter die Füße tritt, je geben wird, weiß ich nicht. Wenn es der Fall sein sollte, so würde er es mehr als sein Vorbild verdienen, an den Kautafuß geschmiedet zu werden.

Hört, hört! rief Schwechting.

Es ist mir inzwischen fraglich geworden, fuhr der Doktor fort, ob man über den „Vordergrund,“ „das Diesseitige“ so schnell hinwegkommt, wie ich glaubte. Es ist mir fraglich geworden, ob das auch wirkliche Größe ist, das sich dafür ausgiebt. Zuletzt scheidet die menschliche Größe an den kleinen Mitteln, die man braucht, um diese Größe zu betätigen. Wie mancher Berg sieht fest und gewachsen aus und ist bei näherm Zusehen ein — Faulhorn, ein bröckliges Gesehie. Wie manche Menschenseele ist hart, aber nicht groß, wie mancher Mensch ein Egoist, aber kein Herr, wie mancher Baum bringt die Frucht nicht, die er in einer Blüte versprach.

Groppoff fing an, sich scheinbar grundlos zu erregen. Es scheint, sagte er spöttisch, daß sich diese Bekenntnisse auf Sie selbst beziehen. Ich würde nun an Ihrer Stelle, nachdem Sie hier soviel gelernt haben — abreisen.

Der Doktor schaute überrascht auf Groppoff.

Reisen Sie ab, fuhr Groppoff heftig fort. Gehn Sie mir aus dem Wege. Ich halte es mit dem Prometheus, der über die hinwegschreitet, die ihm in den Weg treten.

Ihrem Scharfsinn wird es nicht entgangen sein, erwiderte der Doktor, daß ich nicht zu meinem Vergnügen hier bin, daß mich vielmehr die Pflicht festhält.

Paß! Pflicht! Haben Sie die Pflicht, jungen Mädchen die Köpfe zu verdrehn? Ich sage Ihnen, rief Groppoff aufspringend und in helle Wut ausbrechend, wer mir nimmt, was mein ist, den trete ich zu Boden. Was haben Sie hier zu suchen? Tapnicken ist mein, und Sie kommen hierher und stören meine Kreise und verheßen die Leute gegen mich! Und Eva ist mein und keinem andern, und wer mir nimmt, was mein ist, den trete ich.

Ich fürchte mich vor Ihrer Drohung nicht, erwiderte der Doktor in ruhigem Tone. Ich denke auch nicht daran, Ihnen zu nehmen, was Ihr Eigentum ist. Freilich weiche ich auch nicht Ihren ungerechtfertigten Ansprüchen. Ich weiß gut genug, wer mir heimlich Steine in den Weg geworfen hat. Bieten Sie mir jetzt offenen Kampf an, gut, ich nehme ihn auf und werde mich zu wehren wissen. Und ob Fräulein Eva Ihr Eigentum ist, das machen Sie mit ihr selbst ab.

Bogge und Schwechting sprangen dazwischen, um den so unerwartet ausbrechenden Streit zu beschwichtigen.

Aber Groppoff ließ sich nicht halten, sondern schrie in höchster Erregung, während er rot und blau im Gesicht wurde: Sie ist mein! mein! und keinem andern. Und ich bin der Herr dieses Landes, und die Regierung tut, was ich will. Mir hat jedermann zu gehorchen, und wer mir den Gehorsam weigert, den zerdrücke ich wie — wie —. Sie haben Kondrot gegen mich verheßt, Sie sollen sehen, wie es ihm geht. Und wie es Ihnen selbst gehen wird. Ich habe euch alle in der Hand, und mir ist noch niemals etwas mißlungen, was ich unternommen habe, noch nie, nie — — mals — — et — was.

Groppoff griff suchend nach der Lehne seines Stuhls und geriet ins Wanken. Schwechting unterstüzte ihn und brachte ihn zum Sitzen. Es war ein Schwindelanfall, der den erregten Mann betroffen hatte, der aber schnell vorüberzugehn schien, nachdem man ihm ein Glas Wasser gegeben hatte.

Siehste, Willem, sagte Bogge leise zum Doktor, was is nu deine Majestät, wenn du seekrank wirst?

Groppoff hatte es gehört und antwortete mit etwas schwerer Zunge: Ich heiße nicht Wilhelm!

Ich meine Ihnen auch nicht, Hoheit, erwiderte Pogge.

Es ist zu warm hier, sagte Gropf, wie um sich zu entschuldigen, ich hatte wohl auch zuviel von Ihrem Wein getrunken. Es ist nichts — gar nichts, aber Sie gestatten wohl, daß ich mich nach Hause begeben.

Gropf erhob sich und wies jede Begleitung auf das bestimmteste zurück. Dennoch folgte ihm der Doktor in einiger Entfernung. Bis zum Damm in der Nähe des Amtes hielt sich Gropf straff aufrecht, dann aber kam er ins Schwanken, und Ramborn mußte sich beeilen, ihn zu stützen, um ihn vom Fallen zu behüten. Auf sein Klingeln erschien in der Tür des Amtes die Dienstmagd, die das Gesicht breit zog, als sie ihren Herrn am Arm des Doktors schwankend eintreten sah. Sie hielt ihn offenbar für betrunken.

Fassen Sie zu, sagte der Doktor, der Herr ist krank. Die Magd faßte zu, und so brachte man Gropf, der halb bewußtlos war, auf sein Sofa. Der Doktor schickte die Magd nach Eis ins Kurhaus.

Die Tür öffnete sich, und Eva trat herein. Als sie den Doktor erblickte, erschrak sie.

Dein Vater ist schwer krank, Eva, sagte der Doktor leise, pflege ihn gut, lege ihm Eis auf den Kopf. Er könnte sonst leicht von einem Schlagfluß getroffen werden.

Gropf mußte die Worte verstanden haben. Er sammelte mit Anstrengung aller seiner Willenskraft seine Gedanken, erregte sich von neuem und wies zornig nach der Tür.

Der Doktor ging.

\* \* \*

Am andern Morgen brachte der Postbote einen dicken Brief. Er enthielt ein Schreiben, worin die zweite und die dritte Hypothek, die auf dem Gute lagen, gekündigt wurden. Der Brief war in Tapnickens aufgegeben worden und rührte offenbar von Gropf her, obwohl er die Unterschrift eines Rechtsanwalts in M. trug. Das war ein harter Schlag. Er bedeutete, wenn er nicht pariert wurde, den Verlust des Gutes. Es lohnte nicht der Mühe, darüber nachzudenken, wie Gropf diese Hypotheken in die Hand bekommen habe, es war nur eins zu tun, neue Hypotheken zu schaffen und dazu vielleicht auch noch die 10000 Mark für den Lumpen, den Heinemann.

Ramborn reiste sogleich nach Berlin zum Onkel Stachelberg. Er hatte ja selbst einiges Vermögen, das in Wertpapieren angelegt war. Wenn er diese Papiere verkaufte, so konnte er die Hypotheken selbst übernehmen, und das wäre ihm das liebste gewesen. Er trug seinem Onkel die Sache vor, aber dieser war von dem Plane, dieses Geld auch noch in Tapnickens anzulegen, durchaus nicht erbaut, sondern sagte: Daß du in Tapnickens tätig eingegriffen hast, um dir dein Kapital zu sichern, kann ich nur billigen, und es ist mir lieber, daß du Landwirtschaft treibst als die brotlosen Künste, mit denen du dir die Zeit verdarbst. Aber willst du denn ewig in dem Winkel bleiben?

Ramborn schwieg. Wie gern hätte er geantwortet: Ja, ewig! wenn er seiner Eva sicher gewesen wäre.

Stehst du! fuhr Onkel Stachelberg fort. Wenn du die Hypotheken erwirbst, wirst du zuletzt auch das Gut übernehmen müssen. Denn du wirst es ohne Verlust nicht verkaufen können. Dann siehst du fest und hast auch noch Mary auf dem Nacken.

Aber ich darf jetzt nicht nachgeben, rief Ramborn, ich darf mich Gropf gegenüber nicht für besiegt erklären. Und es wäre feige, Mary und die Ihren im Stiche zu lassen.

Heinz, höre einmal zu, sagte der Justizrat. Wenn ein Geschäftsmann sieht, daß das Unternehmen, das er begonnen hat, verfehlt ist, so wird er verständigerweise danach trachten, es los zu werden. Es ist nun klüger und heldenmütiger

zugleich, den sichern Verlust auf sich zu nehmen, als sich trügerischen Hoffnungen hinzugeben und eine Sache halten zu wollen, die unhaltbar ist. Daß es doch zum Verkaufe kommen, und dann sieh zu, daß du für Mary etwas rettest.

Darauf wollte jedoch Ramborn nicht eingehn. Aber freilich mußte er einsehen, daß seine Aktien, die aus Industrie- und Montanunternehmungen stammten, bei der schlechten Konjunktur unverkäuflich waren, und daß es geheißeln hätte, sein Vermögen verschleudern, wenn man die Aktien bei dem tiefen Kursstande in bar Geld hätte umwandeln wollen, während sie vermutlich in ein paar Jahren wieder Wert gewannen. Onkel Stachelberg, der sich als langjähriger Vormund Ramborns eine dauernde Autorität erworben hatte, setzte denn auch seinen entschiednen Willen durch, die Aktien nicht zu verkaufen.

So mußte der Doktor den Gedanken aufgeben, selbst die Hypotheken zu erwerben, und es, so unangenehm ihm auch das Geschäft war, versuchen, das Geld durch Vermittlung von Geldmännern zu beschaffen. Aber alle Verhandlungen waren vergeblich. Tapnicken? Wo lag das? was war das? Wer konnte Auskunft erteilen? Doch nur Gropppoff. Aber dieser Ehrenmann war natürlich für das vorliegende Geschäft nicht zu haben.

Und so kehrte Ramborn verdrießlich nach vierzehn Tagen wieder nach Tapnicken zurück, und es gewährte ihm nur einen geringen Trost, unterwegs mit Herrn von Kugeln zusammenzutreffen, der sich diesmal als Globetrotter verkleidet hatte und behauptete, es äußerst sicher festgestellt zu haben, wie man sich auf der Reise kleiden müsse. Der einzige Trost, den Ramborn hatte, war, daß die Entscheidung erst in einem Vierteljahr fiel, und daß in der Nähe vielleicht eher Geld zu haben war als in der Ferne. Er dachte ernstlich an Baron Bordeaux.

#### 16. Eva

Wer Eva in der Zeit, in der sie innerlich bewegt war, wie noch nie in ihrem Leben, gesehen hätte, würde nichts weiter an ihr bemerkt haben, als daß sie ernster, oder richtiger gesagt, herber ausah als sonst. Ihr Vater merkte mit seinen scharfen Augen sehr wohl, daß in seiner Tochter etwas vorging, und deutete sich zu seinen Gunsten. Sie wird zu Verstande kommen, sagte er zu sich, und einsehen, daß Herrin in Bernauken zu werden noch lange nicht das schlechteste ist. Er äußerte kein Wort, schrieb aber an Baron Bordeaux, die Sache sei reif, und Eva werde jetzt vernünftig, er möchte kommen. Aber Baron Bordeaux kam nicht. Diese Rose war ihm zu dornig.

Nun war auch der Doktor abgereist. Wohin? auf wie lange? kam er überhaupt wieder? Eva wußte es nicht. Sie hätte es leicht von ihrem Vater erfahren können, aber sie scheute sich zu fragen. Abschied hatte „er“ nicht genommen. Aber würde sie sich haben beklagen können, wenn er ohne Gruß von ihr geschieden wäre? War's ihm zu verdenken, wenn er das herrschüchtige und herzlose Mädchen schweigend aufgab? Sie empfand darum einen brennenden Schmerz, und sie zürnte sich selbst, daß sie diesen Schmerz empfand. War es verletzte Eigenliebe, gekränkter Stolz, der in ihr zürnte? Sie ahnte und fürchtete, daß des Schmerzes Wurzel viel tiefer saß.

Wie einsam fühlte sie sich! Wen in der ganzen weiten Welt hatte sie, nachdem „er“ gegangen war, dem sie ihr Herz hätte aufschließen, dem sie hätte Vertrauen entgegenbringen können? Wer blieb ihr übrig? Tantchen! Ja, Tantchen!

Aber würde Tantchen ihr nicht zürnen? — Aber was hatte sie denn getan? Der unbesonnene Streich, der den Kampf mit dem Glöck zur Folge gehabt hatte, war der denn ein Verbrechen gewesen? Kann man sich denn nicht wieder verständigen, nachdem man eine Dummheit gemacht hat? Man hätte das doch mit einem einzigen Worte wieder gut machen können. Aber dieses eine Wort hatte sie nicht gesprochen. Sie hätte sich zu tief demütigen müssen, es auszusprechen, und das hatte ihr unbändiger Stolz nicht geduldet. Sie hatte deutlich gefühlt, daß es

der Anfang vom Ende ihrer Selbstherrlichkeit gewesen wäre, wenn sie gesagt hätte: Heinz, sei wieder gut. Darum hatte sie nicht nachgegeben, nicht mit einer Silbe, sondern verlangt, daß er sich beugen solle. — Ich mag ihn nicht, hatte sie zu ihrem Vater gesagt, und es war ihr ernst mit diesen Worten gewesen. Sie hätte ihn hassen mögen, daß er so klar und sicher auf seinem Rechte bestand und nicht nachgab.

Und aus der Tiefe ihrer Seele schrie weinender Jammer auf: Ich kann ihn ja nicht lassen, ich muß ja ohne ihn sterben. O Heinz!

Was war das? War sie denn gefangen? Hatte sie denn einen Strick am Fuße? Stricke kann man zerreißen, sie hätte nur zu Heinz zu sagen brauchen: Gib mir meinen Ring wieder. Aber sie hatte es nicht zu sagen gewagt. Wie, wenn das Band tiefer und fester sitzt? Am Herzen? an der Seele? Kann man das auch lösen durch ein: Ich will nicht? Ist da auch mit einem: „Ich mag ihn nicht“ getan? — Wo bleiben wir? Wo bleibt unsre Herrschaft über uns selbst, wenn es unser Los ist, von Mächten überfallen zu werden, die wir nicht bändigen können, denen wir nicht trotzen können, die uns zu Boden werfen und uns mit Ketten binden, da, wo es uns am meisten schmerzt, gebunden zu sein? Einem Pferde legt man den Zügel ins Maul, nicht um den Hals; ist dem Menschen der Zügel ans Herz gelegt, so ist er sicherer gebändigt als ein Pferd durch den Zügel im Maule. Es ist nicht Amor der himmlische Gassenbube, der Pfeile versendet, es sind die Mächte, die in uns liegen, die mit uns geboren sind und erwachsen, und die uns eines Tages mit Rüstung und Wehr überfallen und knechten. Was hilft dagegen alles kluge Reden, und was weiß man von sich, wenn man das noch nicht erfahren hat?

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,  
Wer nie die kummervollen Nächte  
Auf seinem Bette weinend saß,  
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Eva hatte in der Pension im Geschichtsunterricht davon gehört, daß eine unglückliche Königin auf der Flucht nach Memel diese Worte mit ihrem Ring in die Glasscheibe des Fensters eines Bauernhauses geritzt habe. Es hatte ihr nicht imponiert, sie hatte über den Kleinmütigen Jammer gelacht, und als sie einen deutschen Aufsatz über die Sentenz hatte schreiben sollen, hatte sie das Thema mit lecker Ungezogenheit und völliger Verleugnung seines Sinnes behandelt und dafür eine Strafpredigt erhalten, die sie zu den übrigen gelegt hatte. Jetzt fing sie an einzusehen, daß sie recht wenig von dem verstanden hatte, was sie sich leichtfertig zu beurteilen erlaubte. Wie die Wasserspinne über das Wasser, so war sie über die glatte, glänzende Oberfläche ihres Lebens gelaufen, ohne auch nur den Fuß zu neken; wenn sie jetzt in langen Nächten in ihrem Bette saß, ohne schlafen zu können, fing das Verständnis an, ihr aufzugehen, daß es unter der sonnigen Oberfläche des Lebens dunkle Tiefen gibt, und daß Kräfte in der innern Welt wirken, die die eigentlichen Herren sind, nicht der Mensch, der sich töricht Herr nennt, weil er den Zügel, der ihn leitet, verbergen kann. Und wer hatte ihr die Binde von den Augen genommen? Er! Heinz! Sie hätte ihm darum zürnen mögen, wenn sie ihn nicht so heiß geliebt hätte. Wie nahe liegen Haß und Liebe beieinander!

Aber Tantchen wurde nicht von finstern Mächten ins Leid hineingestoßen. Wenn Eva an Tantchen dachte, war es ihr, als wenn sich alle Schatten auseinander-täten. Tantchen, die es in ihrem Leben doch wahrlich nicht leicht hatte, ging leichten und sichern Schrittes ihres Weges. Alles lag auf ihrer Schulter, jeder hatte sein Anliegen an sie, keine Minute hatte sie für sich, und doch hatte noch nie jemand sie unzufrieden gesehen. Wie machte sie das? Sie kämpfte nicht um die Herrschaft und war doch unbestrittne Herrin ihrer Umgebung; alle, auch „er“ mußten tun, was sie wollte. Wenn man dem Tantchen unter die Flügel kriechen könnte, wenn man sie um Rat fragen, ihr das Herz ausschütten könnte! Aber das war un-

möglich. Eva fühlte es ganz genau, daß sie das nicht vermochte. Sie trug drei eiserne Reifen ums Herz, und die erlaubten ihr nicht, das Herz aufzutun.

Nachdem Eva hierüber zum Schluß gekommen war, nämlich daß es unmöglich sei, Tautchen aufzusuchen, bemerkte sie mit Erstaunen, daß sie ihren Hut aufgesetzt hatte und auf einem Wege war, der klärlieh zu Tautchen führte. „Er“ war ja nicht da. Es war Abend. Ein trübes gelbes und graues Licht erhellte den Himmel, und vor ihm standen die dunkeln Schatten des Waldes wie ein Lichtschirm vor einer verlöschenden Lampe. Der Weg, der durch den Wald zum Schloßchen führte, gab in mattem Lichte den Schein des Himmels wieder, aber unter den Bäumen war es Nacht. Dort am jenseitigen Rande des Waldes stand vor dunkeln Bäumen das preußische Schloßchen. Und dort das rotleuchtende Mansardenfenster gehörte zu Tautchens Zimmer. Bis zu dem Punkte, von dem aus das Fenster gesehen werden konnte, reichte die Kraft, die Eva fast gegen ihren Willen hergeführt hatte, weiter nicht. Denn nun trat die Frage in den Weg: Darf ich so spät am Abend noch anklopfen? Und was kann ich antworten, wenn sie fragt: Kind, was willst du? Wußte sie es doch selbst nicht. Aber auch aus der Ferne das stille rote Licht zu sehen war tröstlich, so wie es dem Schiffer auf stürmischer See tröstlich ist, das Licht vorm Hafen zu sehen, den Stern, der still und treu über dem Horizont steht und mit jedem Aufstun seines Auges zu sagen scheint: Komm nur, hier ist stille See und Ankergrund.

Wolfs Bohnenlaube, die im vorigen Jahre mit der Aete niedergebrannt war, war nicht wieder aufgebaut worden, dagegen hatte sich Wolf mit Hilfe des Herrn Kandidaten am Waldrande und gerade da, wo Eva eben stand, ein Gebäude errichtet, das halb Kählerhütte und halb Indianerzelt war. In diese Hütte begab sich Eva, und sie setzte sich, wie sie schon manchmal getan hatte, auf die Moosbank, die im Innern erbaut war, um von da aus den Pharus ihres Lebensweges, das erleuchtete Fenster von Tautchens Zimmer zu betrachten.

Sie hatte noch nicht lange da gesessen, als sie die Tritte und die halblaut geführte Unterhaltung von zwei Mägden vernahm, die vom Hofe her kamen. Sie setzten sich auf die Bank außerhalb der Hütte und redeten miteinander, die eine mit weinerlicher, die andre mit tröstender Stimme. Sie sprachen litauisch. Aber Eva verstand so viel von dieser Sprache, daß sie den Inhalt des Gesprächs fassen konnte.

Du hättest dich mit dem schlechten Menschen nicht einlassen sollen, sagte die eine.

Ach Gott, ach Gott ja, erwiderte die andre, meine Mutter hat mir das auch schon gesagt; aber man ist ja als Mädchen so dumm. Es war doch ein Inspektor, und ich wäre gern Frau Inspektors geworden. Ich habe es auch selber gemußt, daß der Mensch schlecht ist, aber für so schlecht habe ich ihn doch nicht gehalten. — Damit fing sie an zu schluchzen.

Na, so rede doch, drängte die erste.

Er sagt jetzt, ich wäre ihm nicht gut genug. Er habe jetzt zehntausend Mark und nehme täglich zehn Mark ein, und damit könne er eine ganz andre Frau kriegen als mich. Ja, wie er nichts hatte, da war ich gut genug, für ihn Brot und Wurst zu stehlen, und nun gibt er mir einen Tritt.

Das darfst du dir nicht gefallen lassen.

Ich habe es mir auch nicht gefallen lassen. Ich habe ihm gesagt, wenn er mich nicht heiraten wolle, so würde ich meiner Herrschaft sagen, wo der Kontrakt liegt. Da hat er gebrüllt wie ein Stier und hat mich an die Wand gedrängt und gefaueu, daß ich dachte, ich müßte am Leben verzagen.

Mein, das darfst du dir nicht gefallen lassen, wiederholte die andre eifrig. Gib dem Herrn den Schein wieder, dann ist er gleich seine zehntausend Mark los.

Ich traue michs nicht.

Dann laß den Deckel aufstehn, so finden sie ihn von allein.

Nun wandte sich das Gespräch auf andre Dinge, und dann entfernten sich die Mädchen.

Jetzt hätte Eva Mut gehabt, bei Tantchen einzutreten, aber es war inzwischen zu spät geworden, und morgen war ja auch noch ein Tag.

Als Tantchen am andern Tage um das Haus herum kam, dahin, wo einst Wolfs Bohnenlaube gestanden hatte, und wo noch immer die Milchgefäße gesteuert wurden, sah sie zu ihrem größten Erstaunen Eva, die ihre Ärmel aufgestreift hatte und damit beschäftigt war, den Mägden beim Reinigen der Gefäße zu helfen.

Kind, was machst du da? rief Tantchen fast erschrocken.

Eva hob ihre Augen auf zu Tantchen und sagte mit Lachen auf den Lippen, aber tiefem Ernst im Blick: Ich möchte Ihnen so gern helfen.

Aber dies ist keine Arbeit für dich, sagte Tantchen, dies ist eine Arbeit für die Mägde. — Darauf nahm sie Eva mit ins Haus, packte ihr Stöße von Wäsche auf die Arme und schickte sie treppauf und treppab. Es ist keine kleine Arbeit, alles wieder dahin zu bringen, wohin es gehört, wenn in einem großen Hausstande Wäsche gewesen ist. Eva, die sonst keine Freundin von Arbeiten gewesen war, die Ausdauer forderten, ließ sich nicht verdrießen, Tantchen bei ihrer großen Arbeit zu helfen. Ja sie tat es gern, sie hatte das Gefühl eines Menschen, der nach unsicherer Fahrt den festen Boden wieder unter den Füßen hat und kräftig auftritt, um seine Festigkeit zu erproben. Und dazu achtete sie beim Umhergehen im Hause auf alles, was einen Deckel hatte. Aber sie fand keinen Deckel, der offen gestanden hätte. Sie versuchte, aus der Sprache die Magd wieder zu erkennen, die sich am Abend vorher schuldig bekannt hatte, aber auch hier kam sie zu keinem Resultat. Tantchen warf manchen forschenden und mitleidigen Blick auf das schöne, stolze Mädchen, das so bereitwillig war, ihr zu helfen. Sie ahnte wohl, was in ihrem Innern vorging.

Als alles beiseite gepackt war, und die Schränke geschlossen waren, schob Tantchen ihre Hand unter den Arm Evas und sagte vergnügt: Nun komm, Kind, jetzt haben wir uns ein Biberbrot redlich verdient. Eva ergriff die Hand Tantchens und versuchte, sie an die Lippen zu ziehen, aber Tantchen wehrte erschrocken und beschämt ab und sagte: Nicht doch, nicht! schloß aber Eva mit sozusagen mütterlicher Bärtlichkeit in die Arme und küßte sie auf die Stirn. Und Eva ließ es sich gefallen — zum erstenmal. Sie hatte den innern Stachelpanzer abgelegt und freute sich dessen, daß sie es gekonnt hatte. Und so saßen die beiden lange beieinander und hielten die Hände ineinander gelegt. Sie sprachen wenig, und von dem Doktor kein Wort, obwohl beiden nichts näher lag als er.

Dagegen teilte Eva mit, was sie den Abend vorher von den Mägden erlauscht hatte. Diese Nachricht war sehr wichtig und sehr erfreulich. Sie eröffnete die Hoffnung, daß man zur zweiten Instanz in Sachen des Heinemann geführten Prozesses noch Beweismaterial finden werde. Denn nun war es klar, daß das verschwundene Dokument noch vorhanden, und daß es im Hause selbst versteckt sei. Es mußte also auch wieder gefunden werden können. Freilich hatte man nur den einen Anhalt, daß das Papier in einem mit einem Deckel verschlossnen Gefäße liege. Die Mägde selbst durfte man nicht fragen, um sie durch Fragen nicht scheu zu machen, und so blieb nichts übrig, als nochmals das ganze Haus zu durchsuchen und alles, was einen Deckel hatte, vom Flügel bis zur Mehlkiste und zum Salzfaß aufzuklappen. Dies geschah, aber man fand nichts.

(Fortsetzung folgt)

